

Maria Thurnheer

Autor(en): **Ilg, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **19 (1915)**

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574021>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Mein Tal

Wie blickst du düster mit den dunkeln Höhn,
Nur deine Felsenzacken stehn im Licht;
Gleich einem Diadem schwebt hoch und schön
Ein Glanz ob deinem ernstern Angesicht.

Du bist wie einer, dem nach Not und Streit
Des Friedens Leuchten selig eingelehrt,
Des dunkle Tiefen nun nach schwerem Leid
Der Hoheit Schimmer königlich verflärt.

William Wolfensberger, Fuldera.

Maria Thurnheer.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Erzählung von Paul Hg, Zürich.

Ob du noch lebst? Ob wir uns jemals wiedersehen?

Drei Tage strich ich hoffend, fragend durch unser Städtchen, das mir mit seinem gepriesenen Aufschwung, den neuen Quartieren, buntscheckigen Häusern häßlich vorkam wie ein zu schnell gewachsener Junge, stelzbeinig, flaumbärtig, in linkscher Großmannsucht, reif für Straßenbahnen, Generalversammlungen und Bankkrache. Zwanzig Jahre, welche Wandlung! Im gleichen Zeitraum hatten sich andere Orte am See kaum an einigen Ecken und Enden verändert. Aber die Stätte unserer Jugend kannte ich nicht mehr. Und einmal des Nachts kam ich vor das Haus, darin ich „vertreten die Kinderschuh“. Was geschah mir, warum startete ich wie ein Trunkener, Heimwehkranker nach den Fenstern, dahinter wildfremde Menschen schliefen? Fremdling hier und überall. Unter den

tausend Dächern war vielleicht keine Seele, die bei meinem Anblick fragen mochte: „Wie ist es dir ergangen? Deine Ernte sage mir ...“

Ein Hund jedoch — daß ich es nicht vergesse! Vor der Pforte des mir entfremdeten Hauses heulte, winselte ein Hund, der sich am Tage verlaufen haben mochte. Gerührt trat ich hinzu: „Haben sie dich ausgeschlossen, armer Kerl?“ Als ich jedoch die Klinke fassen wollte, bleckte das Vieh wütend die Zähne gegen mich. Eine feindliche Welt glockte mich aus dummen Augen an. Nein, dieses Bild und treffliche Gleichnis von meiner Heimkehr werde ich nicht so bald vergessen. Wohl grüßte mich da und dort noch ein Winkel in alter Traulichkeit, und manchmal schlug mir das Herz vor hanger Erwartung, dich an einem Erkerfenster oder zwischen grünen Hecken zu erblicken. So wahr ich dei-

ner ohne Groll gedanke — ich hätte mich froh, ja stolz darein ergeben, dich als glückliche Gattin und Mutter zu finden, nichts Besseres begehrt, als wieder einmal deine Hände zu drücken, mit einem stummen Blicke zu sagen: „Hab Dank für das, was du mir warst!“

Umsonst, niemand wußte von deinem Geschick und Wandel, du selbst hast wie ein Uebeltäter jede Spur verwischt, als dürfte dich kein Weg mehr in die Heimat führen. Und doch — eins kann mir niemand rauben! Wann immer mein Stündlein kommt und langsam verblaffen des Lebens Köstlichkeiten, dem inneren Auge entschwindend gleich Segeln am fernen Horizont: solange ich der Erinnerung mächtig bin, wird dein Bild um mich sein, ein Gruß aus der Morgenfrühe, ein Spieglein „War's nicht schön?“, ein Lämpchen für die finstere Todeschlucht. Unvergessliche! Mit dir muß ich beginnen, dein Name ist der Schlüssel zu den Tagen glücklicher Kindheit. Hinknieen möchte ich und beten zu meinem trägen Herzen: Zeig mir noch einmal unverstellt all jene teuren Schätze, laß auferstehen die goldenen Stunden unschuldiger Liebe, daß sie leuchten mit Regenbogenpracht auf deinem gewitterdunkeln Grunde...

Arm, zer schlagen, weltverloren war ich, nur so ein Häuflein Elend und Hilflosigkeit, als ich Maria Thurnheer zum ersten Mal erblickte. Das geschah am zweiten Tag meiner Flucht aus fremdem Hause, in dessen Wänden mir ein vollgerüttelt Maß Leiden beschert war. Um die Mittagszeit kam ich zum Umsinken müde nach Treustadt, wo ich meine Mutter zu finden hoffte. Ich wagte jedoch lange nicht, sie aufzusuchen aus Furcht, von ihr gescholten, zu meinen Peinigern zurückgebracht zu werden. So lungerte ich, ein zerlumpter Barfußler, den ganzen Nachmittag zwischen Neugier und Bangen auf dem Hafenplatz herum. Die Stadt war mir neu, es rauschte, hämmerte, wimmelte bedrohlich, doch an der Schiffslände gab es für einen zehnjährigen Bergler so erstaunliche Vorgänge, daß man die Not des Leibes und der Seele wohl auf eine Weile vergessen konnte. Wie reich erschien mir alsbald die Welt da drunten, wie fröhlich und bedeutsam das Leben am

großen Wasser, inmitten der Schiffer- und Fischersleute! In all dem Staunen merkte ich es kaum, wenn ich einem Geschäftigen in die Quere kam und tüchtig gepufft und angehaucht wurde. Nur schauen wollte ich, berauschen das mißhandelte, heimatlose Herz und niederhalten die Angst des Flüchtlings, der nicht hatte sein Haupt zu betten, den Hunger zu stillen. Aber der Tag konnte ja, so verzweifelt ich darauf baute, nicht ewig währen. Allmählich verebbte das vielgestaltige Leben, die gemütlichen Angler zogen heim mit ihrer Beute, auch das vagabundierende Bubenvölklein verschwand, es wurde Nacht, und mit ihr kam unerbittlich das Grauen vor dem Alleinsein, das Verlangen nach Brot und Obdach. Zu groß selbst für eine gewappnete Seele war diese Verlassenheit. „Komm, wir gehen heim!“ hörte ich einen Knaben zum andern sagen, ein Wort, das mir himmlisch tönte wie die Betzeitglocke und Sehnsucht einflöhte wie das Abendrot, die Goldflut der scheidenden Sonne auf dem Wasser. So ging ich denn auf gut Glück mitten durch die Stadt. Ich wußte, ganz hinten am Fuß des Roßbühls lag die große Fabrik zur Bleiche, darin die Mutter werkte. Daß schon seit einer Stunde Feierabend war, kümmerte mich nicht. Hingegen überlegte ich schwer, welche Folgen meine Flucht verursacht haben konnte. Wie war denn das? Nun, die auf dem Berge mochten mich suchen, wo sie wollten. Vielleicht dachten sie, ich sei in einen Weiher gefallen oder von Zigeunern gestohlen. Es geschah ihnen recht. Sie hatten mich ja genug gebeht und geschunden. Wenn aber die Mutter auch nach mir auf der Suche war? Nur kindliche Einfalt konnte daran zweifeln. Was dann? Du lieber Himmel, sollte ich mich etwa mitten auf die Straße legen und gewärtigen, ob mich jemand mitleidig aufhobe? Wer von Vorübergehenden mich überhaupt eines Blickes würdigte, schien wenig Gefallen an mir zu finden. Ich sah nach der zweitägigen Wanderschaft einem Zigeunerpröbling gewiß aufs Haar ähnlich, und der furchtsam suchende Blick mußte mich vollends in den Verdacht der Bettelei bringen. Dann fiel mir ein: Wenn ich ganz einfach in irgend ein Haus träte und vorgäbe, verirrt zu sein? So

brauchte ich wenigstens nicht wieder im Freien zu nächtigen, auch gute hungerstillende Gaben konnte mir das eintragen. Aber ach, wie kläglich scheiterte der Versuch! Ja, wenn ich mein Anliegen mit Heulen und Zähneklappern vorgebracht hätte! Hingegen drückte ich mich solange spähend, zaudernd in Vorgärten und Hausgängen herum, bis mich ein Argwöhnischer ungestüm am Kragen packte und drohte, mich gottvergessenes Schelmenpack stantepede zur Polizei zu bringen. Da lief ich, alle Kraft aufbietend, in einem Atem vorwärts und machte erst vor der Stiefabrik wieder Halt. Gab es keine Verfolger mehr, lebte vielleicht doch ein achtbarer Gott dort oben? Ich weiß nur, daß ich vor ein offenes Tor kam, durch das gerade einige mit Risten beladene Wagen ausfuhren. Unbeachtet schlüpfte ich hinein. An die beiden großen Gebäude schmiegte sich vorn ein schmaler Garten mit Zierpflanzen und hinten ein breites Obstgelände, weshalb die Fabrikanlage eher einem Herrensitz als einer Arbeitsstätte gleichsah. Dergleichen gab es in den Bergen nicht. O, die vielen Fensterreihen! Und welche Türe führte zur Mutter? Am Ende fand ich sie gar nicht oder die Aufseher jagten mich fort, weil sie meinen Worten keinen Glauben schenkten. Diese letzte Not hielt jedoch nicht lange an. Vor lauter Erschöpfung und Unentschlossenheit ließ ich mich nahe den Gebäuden auf den Rasen nieder und fiel, als könnte es gar nicht anders sein, sogleich in bleiernem Schlaf.

Als mich nach kurzer Zeit ein lautes Geschrei weckte, gewahrte ich zu meinen Füßen einen sich buckelnden schwarzen Kater mit glühenden Augen und daneben ein Mädchen in meinem Alter, das in großer Erregung „Vater“ rief, mich dabei aber furchtlos im Auge behielt, obwohl ich das fremde Wesen in der unheimlichen Gesellschaft gewiß recht verstört anstarrte. Eine Sekunde war ich versucht, aufs neue zu fliehen; es gebrach mir jedoch an Mut und Kraft, noch einmal den grundaufwühlenden Kampf mit der Riesin Nacht zu bestehen.

Wenig fehlte zu einer vollkommenen Finsternis. Die Bäume, Sträucher, eben noch regungslos, gerieten in tosenden Auf-

ruhr, nah und näher knurrte der Himmelhund, fahle Blitze erhellten das jagende Gewölk. In ungewissen Umrissen erkannte ich den breiten Rossbühl, dahinter irgendwo die Hütte lag, aus der ich — wie lange schon — entflohen war. Gewaltig, furchtgebietend, erbarmungslos fand ich die Welt, und nur eine Zuflucht sah ich vor gänzlicher Verlorenheit: die tröstliche Erscheinung des Mädchens, durch die ich mich wieder mit den guten Mächten verbunden fühlte. Was hätte mir wohl die Stimme eines Gottes aus den Wolken gefruchtet? Ich wäre darob vor Schreck starr und stumm geworden. Nein, nur ein Engel in Menschengestalt, ein Geschöpf mir gleich, mir nah, mochte mich retten. Und das warst du, Maria Thurnheer. Du ahntest freilich nicht, wie dem verzweifeltsten Flüchtling geschah, als ihn dein tiefverwundertes Stimmlein berührte. So packt ein Ertrinkender die rettende Planke, schlürft ein Verdurstender den löschenden Trunk ...

„Wem gehörst du? Was machst du in unserem Garten?“ vernahm ich gelinde, tastende Worte, aus denen kaum mehr ein Hauch von Argwohn zu merken war.

„Ich will zu meiner Mutter. Sie schafft in der Fabrik,“ gab ich ebenso fromm und zutraulich zurück. Nun zweifelte die Fragerin keine Sekunde länger an meiner Redlichkeit, sie trat dicht zu mir an den Rain und sah mich gespannt, teilnahmsvoll an. Mit der Linken hielt sie den Saum ihres Röckleins hoch, darein sie eine Handvoll der länglichen korallengleichen Früchte des Judenfirschbaums gepflückt hatte. War das nicht wie in einem atemraubenden Märchen, kurz vor der glücklichen Lösung? Und das glutäugige Buckeltier? Verschwunden wie ein wüster Spuk. O, ich merkte wohl, die Macht der bösen Geister war gebrochen, eine gütige Fee stand mir schützend zur Seite. Lauter als die sturmdurchtobten Bäume rauschte mein Blut. Blitz und Donner konnten mich nicht mehr ducken.

Kaum bekannte ich meinen Namen, erfaßte die Kleine ein heiliger Eifer, und glücklich, als hätte sie den besten Fund gemacht, rief sie aus: „Ist es wahr? Bist du der Fortgelaufene, den alle suchen? So

komm nur schnell mit mir, komm; mein Vater sagt dir dann schon, was du tun mußt!“

Da ich ihre Freude nicht gleich teilen konnte, sondern bange Zweifel verriet, setzte sie schier aufgebracht hinzu: „Man tut dir nichts, du brauchst dich nicht zu fürchten.“ Weil auch schon große Tropfen klatschten, nahm sie mich tapfer bei der Hand und zwang mich zu einem hurtigen Lauf, der mir einen unverhofften und bleibenden Erfolg eintrug. Aus Sturm und Dunkel kam ich plötzlich in eine helle, freundliche Stube, wo mich die Mutter meiner Retterin empfing, als hätte sie in mir das eigene Kind wiedergefunden. Die meinige war natürlich schon am Vorabend in Sorge um mein Leben fortgefahren. Viel brauchte ich nicht zu erzählen. Meine Leiden standen mir deutlich genug im Gesicht, mit blauen Striemen auf Armen und Beinen geschrieben. Doch größere Not als mit mir hatte die gute Frau mit ihrem Töchterlein, das mich, wie wenn es mein hartes Los begreifen könnte, nicht mehr aus den Augen ließ und ganz als sein unverleßliches Eigentum betrachtete.

„Gelt, Mutter, er soll bei uns bleiben. Wir haben genug Platz. Ich will bei dir schlafen, und er kann mein Bett haben!“ tat die Kleine ungestüme, herzbewegende Bitten, denen die Mutter unter Tränen der Rührung zustimmte. Das Mägdlein trug eine Schüssel mit Wasser herbei, damit ich meine wunden Füße fühle, und zuletzt, als es niemand gewahrte, gab es mir noch die Korallenfirschen, die es vorher heimlich erbeutet hatte.

Das war meine erste Begegnung mit Maria Thurnheer. Von dieser Stunde an erfuhr ich viel Güte und Gerechtigkeit. Nie gab es eine schönere Wende in meinem wechselvollen Leben.

* * *

Maria war das einzige Kind des Fabrikpörtlners Thurnheer, der, vor Jahren als Kutscher im Dienst der Bleiche verunglückt, an einem unheilbaren Bein-schaden litt und darum das geruhlsame Amt des Beschließers bekam. Er wurde schnörkelhaft „Herr Verwalter“ genannt. Das Unglück hatte den ehemals rüstigen Mann verbittert und anmaßend gemacht.

Die ihm von seinen Herren gezollte Teilnahme hielt er für eine unabweisliche Schuld, und diese Ueberzeugung trug er in seinem Gehaben so aufdringlich zur Schau, daß jene zum Mitleid auch noch die Nachsicht schlagen mußten. Wenn er, den rechten Fuß unter Körperverrenkungen nachschleppend, im Fabrikbezirk herumhumpelte, stand in seinem härtigen grimmigen Gesicht für jeden deutlich zu lesen: Ich bin zwar ein krummer geschlagener Tropf, aber aufgepaßt, ihr Gaffer, mit euren geraden Spazierscheichen, es kann euch auch noch einmal an den Krügen gehen! Eine gewisse Achtung, die man ihm trotzdem erwies, stützte sich besonders auf seine fanatische Ordnungsliebe, an der leichtsinnige Arbeiter und Arbeiterinnen umsonst zu rütteln suchten. Hingegen erregte er auch bei diesen weit mehr Gelächter oder Widerspruch durch barsches, rechthaberisches Wesen, verstiessene Würde, die in keinem Verhältnis stand zu seiner immerhin untergeordneten Stellung.

Ich vermutete in ihm zuerst einen der Mächtigen dieser Erde und wich ihm aus, wo ich nur konnte, obgleich er mir auf seine rauhbaulige Weise recht gewogen war. Jedenfalls legte er der jähen Freundschaft zwischen mir und seinem Töchterlein kein Hindernis in den Weg. Meine Mutter, die froh war, mich auf diese Weise in ihrer Nähe zu wissen, bekam es von den Freundinnen oft zu hören: „Das mußt du dem verbissenen Grochser hoch anrechnen, daß er deinen Buben überhaupt nur einen Tag auf dem Bleicheboden duldet!“

Lange war Maria mein einziger Kamerad, und auch sie schloß sich so sehr an mich an, daß ihre früheren Gespielen nur noch selten bei ihr erschienen. Man hätte glauben können, die Gärten und Stallungen der Bleiche seien eigens für uns Kinder angelegt; denn wir trieben darin, was uns nur einfiel, selbst in Gegenwart der Herren Prinzipale, die zuweilen draußen saßen oder einen Rundgang mit Geschäftsfreunden machten. Jede Stunde, die ich nicht mit Maria verbringen durfte, schien mir öde, sonnenlos, ein Raub an meinem paradiesischen Glück, auf das ich nach der harten Schule der Leiden ein festes An-

recht zu haben wähnte. Bei den Bleicheleuten hießen wir nur „das Pärchen“. So gar der wortfarge Hirsch Senior hielt uns daraufhin einmal an und sagte, indem er Maria die Wangen klopfte: „Seid ihr zwei Strolche eigentlich zusammengewachsen, he? Ihr tut ja wie Braut und Bräutigam?“ worauf Maria, während ich ganz beschämt und verdonnert stand, feck zur Antwort gab: „Später wollen wir uns ja heiraten, gelt du, wir müssen nur warten, bis wir konfirmiert sind!“

War es die Sicherheit, mit der sie sich auf dem Bleichgrund bewegte, war es die Wirkung der anmaßlichen väterlichen Herrschaft auf die Seele des Töchterleins — gewiß ist, daß sie von Beginn unserer Freundschaft die Zügel führte und sich diese auch später nie entreißen ließ. Meiner Liebe und Bereitwilligkeit ungeachtet, fing sie an, mich nach allen Regeln weiblicher Kunst zu tyrannisieren. Mit Gefahr von Strafen, Hals- und Beinbrüchen mußte ich für sie auf die ungattlichsten Obstbäume klettern und herunterstehlen, was das Zeug hielt. Selbst wenn sie dann beim heimlichen und süßen Schmause auch einmal gerecht zu sein suchte und nicht kurzerhand die schönsten Früchte beschlagnahmte, war es doch nur eine Gnadenerweisung, die sie meistens gleich wieder bereute. Wenn ich es dagegen auch einmal wagte, ordentlich aufzutrumpfen, gab sie mir leidenschaftlich zu verstehen, daß mein Aufenthalt im Bleichrevier allein von ihrem Wohlgefallen abhängt. Wohl erholte ich mich schnell bei diesem sorglosen Sonnenbruderleben, und doch blieb ich in mancher Hinsicht noch lange ein Opfer meiner früheren Erlebnisse. Infolge der erlittenen Knechtschaft besaß ich nicht die einem gesunden Jungen eigene Widerstandskraft und trotzigigen Männlichkeitsgefühle. Dazu war ich über alle Begriffe menschenscheu, schwer zugänglich und im ungewissen über die mir angeborenen Gaben, weshalb ich mich von den mutheischenden, mutzeugenden Knaben spielen fernhielt. So geriet ich ganz und gar in Marias Bann; mit allen Fibern vermählte ich mich dem munteren, listigen Mädchen, sodaß darob meiner Mutter doch bald angst und bange wurde. Eine liebliche, aber folgen schwere Unter-

werfung war's. Wenn ich mit Maria Thurnheer nach der Schule den Heimweg antrat, riefen mir die Kameraden hämmisch nach:

„Maitligstank
Macht d' Buebe Grant!“

Aber das, und was ich sonst noch um der Freundin willen zu dulden hatte, focht mich nicht sonderlich an. Ich dachte mir: „Die würden ja doch gerne mit dir tauschen!“

In Wahrheit sah und kannte ich stadtaus und =ein nichts, was ich gegen die Herrlichkeit des Lebens im Bleichgarten hätte eintauschen mögen. Es gab da Stachel- und Johannisbeergehege, alle nur wünschbaren Früchte, vergnügliche Schlupfwinkel und Hantierungen in Stall und Scheune, sowie prahlerische Fahrten durch die Stadt, wobei wir kühn gleich Seiltänzern über Risten und Säcke turnten. Wenn wir an schönen Sommertagen naschend, balgend über die Wiesen liefen oder pläneschmiedend hinter Hecken lagen und durch hundert offene Fenster dem Getöse der Maschinen, den Gefängen der Fädlerinnen lauschten, konnten uns die verwöhntesten Herrenkinder um die Gefühle des süßen Nichtstuns, der lachenden Ungebundenheit beneiden. Dem Gedanken, auch bald an den großen Wagen gespannt zu werden, liehen wir nur wenig Gehör. Während ich jedoch den dunkeln Zug der Arbeit am Feierabend nie ohne Ehrfurcht und Bangen wahrnahm, sah Maria nur die Stufungen unter den Angestellten. „Siebneleute“ nannte sie das Heer der Sticker, Staber, Ausrüsterinnen und Fädlerinnen. Das waren die gewöhnlichen Frühaufsteher, die mit Kontrollmarken aus- und eingingen, über deren Pünktlichkeit der Vater zu wachen hatte. Mit denen ließ sich meine Freundin nicht gern ein. Aber auch unter den vornehmen Achteleuten, den Ferggern, Stickermeistern, Kontoristen, Zeichnern machte sie noch Rangunterschiede. Wenn sie einen der Profuristen oder Prinzipale sah, versäumte sie nicht leicht, sich anzuschmiegen, eine Patschhand zu erobern. Alle, die etwas zu befehlen hatten und ein großes Gehalt bezogen, nannte sie mir mit Namen. Einmal zeigte sie mir den Hauptkassier Wanfel, einen silbergrauen Herrn,

und sagte, den Vater nachäffend, mit verblüffender Seelenruhe: „Der macht's auch nicht mehr lang! Möchtest du nicht Hauptkassier lernen?“

„Ja, schon . . ., aber das ist viel zu schwer für mich. So einer muß aufs Gymnasium und dann erst noch auf die Universität,“ entgegnete ich mit mäßigem Selbstvertrauen. Da sah mich Maria mit zorniger Verachtung an und meinte: „Ach du! Wenn du aber bloß Sticker wirst, dann heirat' ich dich nicht! Ich möchte keinen, der schon um sieben ins Geschäft muß!“ Das traf. Schwören kann ich, daß keine schulmeisterliche Mahnung zur Strebsamkeit je so große Wirkung tat.

Am Jahrmarkttrummel, wenn Gaukler und Kommödianten erschienen, fehlten wir selten. Im Winter hatten wir selbstverständlich unsere eigene Schlittbahn, unternahmen wir kunstvolle Schneebauten und Eisläufe, sobald Herr Thurnheer den kleinen Weiher neben dem Stall zu diesem Behufe freigab. Weniger eintätig und anmutig vollzog sich hingegen unser Dame- und Mühlespiel im Berwalterhäuschen. Marias Mutter, eine unscheinbare, geknechtete Frau, die unter dem dröhnenden Wesen ihres Mannes sehr zu leiden schien und dafür ihre eigene Lautbarkeit ganz abstellte, mußte oft einschreiten, wenn die in ihrem heillosen Ehrgeiz gekränkte Tochter von einer verlorenen Partie zu Taktlichkeiten überging, indem sie mir die Steine an den Kopf warf, frech in die Haare fuhr oder sich gar wie eine Wildkatze in meinen Arm verbiß. Freilich besaß die gute Frau nur geringe Macht über ihr Kind. Der einzige Mensch, vor dem Maria das Zittern lernte, war der Vater. Leider nicht zu ihrem Heile. Einerseits lehnte sie sich durch Abkehr gegen sein Gebrechen auf und mied es nach Möglichkeit, sich mit ihm zu zeigen. Wollte der Alte sie demütigen, befahl er ihr nur, ihm die Stiefel auszuziehen. Manchmal schien sie doch wieder von seinem Unglück angezogen zu sein; denn es huschte wie ein Schatten über all ihre Wege und Stimmungen. Sicher liebte sie den Vater nicht, sie fürchtete ihn nur. Sowie auf der Treppe oder draußen auf dem Pflaster der Spektakel seines entstellten Schrittes anhub, wurde das Mäd-

chen still und niedergeschlagen. Einmal war ich Zeuge einer Züchtigung, die Maria aus geringfügigem Anlaß erleiden mußte. Wir saßen vor unserm Brett in der Stube, als ihr die Mutter von der Küche her den Auftrag gab, einen Eimer Wasser zu holen. Mariechen war jedoch wieder einmal völlig vom Spielteufel besessen und gab unwillig zu verstehen: „Ja, ja, ich geh' nachher schon; es wird wohl nicht so pressieren!“ Sie hatte im Eifer ganz vergessen, daß der Alte auch in der Küche saß. Als der dann wutschnaubend in die Stube kam, fuhr sie leichenblaß vom Stuhle: „Vater, ich will ja gehen! Vater, bitte um tausend Gottswillen, tu mir nichts!“ Sie konnte aber, von dem häßlichen Anblick halb gelähmt, nicht verhindern, daß er sie mit den Worten: „Wart', du freche Raß, dir will ich das Pelzwerk striegeln!“ an den Haaren packte und vor meinen Augen übel hinausbugsierte. Auch ich verschwand vor Scham und Entsetzen auf eiligen Sohlen, als wäre die Schmach mir selbst widerfahren. Wenig fehlte, so hätte ich den Alten mit geballten Fäusten angefallen.

Viel schrecklicher noch traf uns eine ähnliche Szene auf offener Straße. Es war während eines Sonntagsspazierganges, zu dem Maria oft gezwungen wurde. Der eigensinnige Alte, dem einsame Wege besser anstünden, stapfte neben seiner Frau höchst beschwerlich durch die Menschenmenge der Horner Promenade. Maria und ich gingen zwanzig Schritte hinterher, vermutlich, weil sie den Anblick des Vaters in der fröhlichen Welt nicht ertragen, seinen scharrenden Gang nicht hören und sehen konnte. Aber der mißtrauische Mann erriet das eitle Töchterlein. Stehenbleibend ließ er die zögernde Nachhut herankommen, packte Maria bei der Hand und sagte, scheinbar sanft zurechtweisend, in Wirklichkeit aber von Gift und Galle erfüllt: „Lauf du jetzt nur auch eine Weile neben mir! Warum sperrst du dich denn und ziehst ein krummes Maul? Du brauchst da gar kein krummes Maul zu ziehen. Behüte, es ist ja keine Schande, ich bin notabene auf ehrliche Art und nicht im Rausch zu dem Schaden gekommen. Dessen vermag sich unsereiner nichts. Aber merk's Marx, der

Jungfer Tausendschön bist du halt nur ein elender Wackler und Hinter! Ja, da hast du's nun, Alte! Freu dich! Ehre Vater und Mutter, denkt sie, aber nur solange sie gerade Glieder haben!"

Die so Bergewaltigte wäre gewiß leichter nackt durch die Straßen der Stadt gelaufen; sie schlug ihre freie Hand vors Gesicht und weinte auf dem ganzen Wege. Durfte der Vater sein Kind auf solche Weise demütigen? Meine Gefühle schleuderten wütende Wellen gegen diese Mauer der Elterngewalt. Ja, damals ging mir ein Licht auf, daß zwischen Vater und Tochter dereinst noch ein harter Strauß ausgefochten würde. Die Gefahr wuchs, je mehr sich Maria an die Mutter hielt, in der sie eine listige, verschwiegene Helferin besaß, die besonders der jugendlichen Eitelkeit allerhand Vorschub lieb. Die zukunftsgekommene Frau schien damit nur einem in ihr selbst unterdrückten Bedürfnis Luft zu machen. Maria war zwar bescheiden, doch stets sorgfältig, wählerisch gekleidet. Am deutlichsten habe ich sie aus jener Zeit vor mir in einem schwarzweiß gewürfelten Kattunkleid und großem Schäferhut von grobem Geflecht mit blauen Bändern, darunter die ins Gesicht fallenden blonden Ringellocken besonders reizend ausfahen. Zu blauen Augen, die aber keineswegs lachten oder lammfromm blickten, sondern stets etwas zu verheimlichen schienen, hatte sie die zarte, sommersprossige Haut der Goldblondinen, schmale Wangen, dagegen einen üppigen streitbaren Mund, der ihre Begehrlichkeit auf den ersten Blick verriet. Das Kinn drückte sie trotzig gegen die Brust und ging, je älter sie wurde, mit festen männlichen Schritten. Es sprach kein offenherziges, harmloses, vielmehr ein verhaltenes, zu Ausbrüchen geneigtes Temperament aus ihrem Wesen. Zuweilen konnte sie darum den Eindruck gleichmütiger Trägheit erwecken. Klug war sie, das zeigte schon ihr und der Mutter Versteckspiel, der mit unmerklichen Mitteln geführte Kampf gegen den geizigen, lebensfeindlichen Alten.

„Mich könnt ihr nicht hinters Licht führen, da sucht euch einen Dummern aus!“ prahlte dieser laut, wenn er den weiblichen Schlichen einmal ausnahmsweise auf die Spur gekommen war. Und

dabei gruben sie ihm täglich, stündlich das Wasser ab, fingen ihm den Wind aus den Segeln, führten ihn behutsam vor vollendete Tatsachen mit dem Anschein, als ob alles durchaus nach seinem Willen geschehen sei. Ohne daß ich damals dieses unheilvolle Verhältnis in der Familie Thurnheer ganz durchschaut hätte, ahnte ich doch den Zusammenhang und fühlte mich mit Jug beunruhigt. Vor allen Dingen wollte ich Maria ohne Aufsicht für mich allein haben. Mit mir vereint war sie frei von Scheu und Verstellung, zutraulich, von erfinderischem, entzückendem Uebermut. Lieber ließ ich mich von ihr knechten, als daß ich sie unter der Fuchtel des Alten erbeben sah.

* * *

Im dritten Sommer dieser Freundschaft gingen unsere Wege etwas auseinander. Wir zählten schon dreizehn Jahre; der erste Lebensabschnitt, die Volksschule, lag hinter uns, die noch unklaren Ziele nahmen allmählich festere Gestalt an. Ich hatte meinen Willen, die Realschule zu besuchen, bei der Mutter durchgesetzt, während Maria mit dem gleichen Wunsch an dem väterlichen Diätschädel Schiffbruch litt. Sie sollte zuerst einmal die gewöhnlichen Hausgeschäfte treiben, daneben eine auf die Abendstunden gelegte Fortbildungsschule besuchen, um nach der Konfirmation ganz bescheiden als Ausrusterin in die Fabrik einzutreten.

„Wenn etwas Tüchtiges an dir ist, kannst du auch ohne höhere Töchtersschule ‚Erste‘ werden oder Kontoristin, falls es mit dir durchaus oben hinaus muß,“ hatte sie der Alte beschieden, der hier am unrechten Ort fürchtete, in den Geruch der Großmannsucht zu geraten. Meiner Mutter hatte er wegen ihrer Nachgiebigkeit gehörig den Marsch geblasen und ihr prophezeit, daß sie das unsinnige Opfer noch einmal bitter bereuen werde. „Eltern, die sich so die Haut abziehen lassen, verdienen, daß sie nachher von den Kindern auch noch bis zum letzten Blutstropfen ausgesogen werden. Immer heißt's jetzt nur: Die Kinder, die Kinder! Wir Alten gelten bald gar nichts mehr. Pfeifendeckel! Uns hat man auch nicht aufs hohe Ross gesetzt! Und was man auch

tut — wenn dir halt ein Dreck auf die Nase gehört, so bekommst du ja doch keine Bratwürst. Ich hatte auch allerlei Raupen im Kopf. Und dann, hol's der Teufel, macht man einmal so einen hundsverkehrten Schritt und kommt wie ein Wurm unter die Räder. Darum sage ich: Die Jungen sollen nicht an uns herumturnen, bis sie den ‚Großen Napoleon‘ und den ‚Jungfernzwick‘ heraushaben, der ‚Kleine Aufzug‘ tut's auch. Wollen sie mehr, so sollen sie sich eigenes Gerät anschaffen, basta!“

Dergleichen fatalistische Sprüche machte er gern; er mahlte, zermalnte dann die Worte vor innerer Ueberzeugung. Mir nahm er's lange Zeit krumm, daß ich auf seinen Rat hin nicht willig entsagte und zu einem Handwerker in die Lehre trat. „Wenn ich dein Alter wär, ging's nicht so leicht nach deinem Kopf, dir fehlt der Vater!“ hob er oft den Finger gegen mich auf. Ja, poß Donner, wenn er hätte ahnen können, wer da den Blasbalg machte! Seine eigene Tochter war es doch, die mich in meinen Absichten bestärkte. Sie tat es gewiß nicht in der Erwägung, daß der Realschüler mehr Zeit für sie finde als der Handwerkslehrling. Ihr selbst war ja die Freiheit weit mehr als mir beschnitten. Hingegen glaube ich fest, sie hätte mich einfach verachtet, wenn ich unsern Plänen und Schwüren bei dieser wichtigen Entscheidung untreu geworden wäre. Wer kann rückblickend den Einfluß ermessen, den Eltern und Freunde auf seine Lebensgestaltung nahmen? Vielleicht wäre ich auch ohne Marias Sporn jenen Weg gegangen. Gewiß ist nur, daß, wenn mich meine Mutter auf den Knieen gebeten hätte: Tu das! und Maria desgleichen: Tue es nicht! ich schon damals ohne Wanken dem Willen der letztern gefolgt wäre. Sie selbst begriff je länger je mehr ihre Macht über mich und besorgte kaum, sie je zu verlieren. Es konnte gar nicht anders sein. Da die Schöplinge ihrer eigenen Natur nicht aufgehen wollten, mußte sie eben ihren Ehrgeiz in mich verpflanzen.

Das Fest dann, als ich mich ihr, ihr allein zum ersten Mal mit der blauen Müze vorstellte! Kaum erwarten konnte sie diesen bedeutsamen Auftritt des er-

wählten Ritters, der in ihrem Geiste zu den größten Taten berufen war und sie dereinst von Dürftigkeit und Sklaverei erlösen würde.

O Himmel, wie hat uns doch jener göttliche Frühlingstag betrogen! Wir gingen Hand in Hand, diesmal schon des Verwalters wegen nicht im Bleichgarten, sondern über dem Stadtbild der Vogtei zu, auf einem Wege, den die Treustädter gern abwandeln, wenn sie herzhaft Entschlüsse zu fassen, stolze Hoffnungen zu betreuen haben. Ueberdenke ich all meine Erlebnisse mit Maria Thurnheer, so will mich dünken, daß jener Abendgang zwischen Kindheit und Erwachen die ungetrübteste Stunde barg, die ich mit ihr erleben durfte. Hinter uns lag nun die Zeit der einfältigen Spiele, der hitzigen Kämpfe um Land und Lorbeeren. Vor unseren suchenden Sinnen tat sich knospenhaft das große ernste Leben auf mit wunderlichen Rätseln und Fragen, auf die wir zwar noch keine Antwort wußten, aber doch schon ahnungsvoll lauschen konnten. Meine Gefährtin hatte diesen Ernst mit Schmerzen erfahren müssen; ihre Trognatur schien fast zu brechen unter der rauhen Hand des Alten. In meinen Augen konnte sie deswegen freilich nicht verlieren. Sie tat mir nur leid, ohne daß ich es ihr zu zeigen wagte. Statt an diese Not zu rühren, erzählte ich ihr von meinem Stundenplan, den neuen Lehrern, ergöhte ich sie mit den paar französischen Brocken, die ich inzwischen gelernt hatte.

„Wie heißt denn auf französisch: Du bist mein Schatz!“? fragte sie mich — es sollte spöttisch klingen, kam aber wehmütig heraus, wie wenn man einem verlorenen Gut nachsinnt. Zugleich zog sie ihre Hand, mit der sie mich traulich umfaßte, schamhaft zurück und sah furchtbar gespannt auf ihre Fußspitzen. Ich glaube, wenn ich es hätte sagen können, wäre sie schluchzend, fassungslos davongelaufen. Aber gerade dieses weltbewegende Hauptwort hatten wir, versteht sich, noch nicht „gehabt“. Ich gab ihr das mit gebührender Verachtung der pädagogischen Vorsicht zu verstehen, worauf sie ein wahres Schellengeklänge von Lachen hören ließ. Es war dennoch nur der als Narr verkleidete Schmerz über ihre klägliche Zu-

rückgebliebenheit. Den ganzen Abend saß ihr das Weinen zuoberst im Hals. Die arme Seele! Wie anders hätte ich sie trösten sollen als mit dem Versprechen, ihr nach und nach meine ganze Wissenschaft beizubringen? Und wirklich zweifelte ich nicht daran, daß es mir ein Leichtes sein werde.

„Ganz einfach, verstehst du, ich geh halt für uns beide in die Schule. Am Tag bin ich Schüler, am Abend Lehrer!“

Da durfte sie lange nicht mehr aufblicken. Wie ein Säemann, der Liebe und Freude säen muß, streute sie die Tränen des Dankes umher. Und ich? Trunken vor innerster Genugtuung lief ich feldein, schreckte schlafende Schmetterlinge, Heustoffeln und Vögel auf, nur um Maria zu schonen, ihr Zeit zu lassen, die tiefe Bewegung zu meistern. Es brauchte zwischen uns der Worte und Blicke nie viele, wir hatten gar keine Fühler und verstanden uns weit besser im Schweigen als im Reden. In der Nähe des Klosters setzten wir uns auf den Rain und sahen mit kundigen Augen auf das liebe Städtchen hinunter, indem wir bald einmal zu hohen Ehren und Rechten gelangen wollten. Maria hatte den hellen Umlauf fräuleinhaft zurückgeschlagen, die edel geschwungenen Beine aufgesetzt und hielt die Knie mit beiden Händen fest umschlungen. Ich mußte sie zuweilen doch wieder mit einem schnellen Seitenblick mustern, um mich bis auf den Grund zu überzeugen, daß es in Treustadt kein feineres Mädchen gab als sie, die ich stolz wie keiner mein Schätzchen nennen durfte. Nein, sie brauchte wahrlich nicht hange zu sein! Auch konnten ihrer Gefallsucht die vielen wohlwollend prüfenden Blicke von Jünglingen und Männern, die ihre schnellreisenden Reize spürten, nicht entgehen. Da wäre noch mancher an meiner Statt gern Lehrmeister geworden. Von unsern Empfindungen, der ahnungsvollen Gegenwart und Nachbarschaft unserer Seelen und Sinne wußten wir einander nichts zu sagen; dafür gab es noch keine Worte. Zwar waren wir keine Kinder mehr; das spürten wir im Stocken und Stürmen des Blutes, wenn wir uns zufällig berührten oder bei einer heimlichen Belauschung ertappten. Nur selten kam noch die unbefangene kindliche Traulichkeit zum Vorschein, und doch konnten wir

uns kaum lassen, so innig hing eines am andern. O heilige Liebe, wie rätselhaft verschleiert sind deine Züge, wie verhalten widerstrebend deine ersten Schritte! Es ist, als ob die Herzen sich bewahren müßten, damit der Duft der Unschuld nicht so bald entweiche.

Hingegen sprachen wir bald gleich tollkühnen Anarchisten von unserer Zukunft, der großen Zeit, wo uns keiner mehr befehlen konnte. „Ich weiß schon alles,“ erklärte ich mit finsterner Entschlossenheit; „zwei Jahre dauert die Realschule, dann kommt man in die Lehre, und wenn einer gute Zeugnisse hat, wird er mit Achtzehn schon Buchhalter oder Korrespondent und kann heiraten, wenn er will.“ Zur Bekräftigung dessen grub ich einen Stein aus und schleuderte ihn über den höchsten Baum, den ich vor mir sah. Das war so gut wie das schwungvollste Geständnis der Liebe und Treue.

Maria blickte mit fernsüchtigen Augen, gleichsam über lange Zeiten der Trübsal hinwegleitend nach dem jenseitigen Ufer, das noch verheißungsvoll im Glanz der untergehenden Sonne strahlte, und sagte leise, das Schicksal beschwörend: „Bis dahin sind's ja nur noch fünf Jahre. Und, weißt du, nach der Konfirmation kann ich auch schon Geld verdienen. Ich freu' mich darauf. Die Mutter hat mir versprochen, daß sie selber mit Hirsch Senior reden wird, damit ich einen guten Platz bekomme.“ Ihre Miene war plötzlich wieder eitel Selbstvertrauen, als fühle sie, daß man ihr später nicht leicht etwas abschlagen werde. Später, später! Eben das schuf ihr die Not der Ungeduld. Sie war ja zu allem schon reif und bereit. „Aber in welches Geschäft willst du dann eintreten?“ fuhr sie, das Feuer schürend, fort. „In der Bleiche haben die Lehrlinge von Anfang an Lohn. Denk' dir, der Herr Schildknecht ist sogar gleich nach der Lehre Fergger geworden und verdient jetzt im Jahr 4000 Franken. Ich hab's vom Vater. Denk' doch, viertausend! Das macht im Monat über dreihundert und im Tag fast dreizehn Franken. Die Hälfte tut man auf die Bank, dann gibt's Zinsen, und wenn man genug hat, kann man ein eigenes Haus bauen. Gerade so hat's der Kassier Wankel auch gemacht!“

Darunter tat sie's nun einmal nicht. Sahen wir keine Schranken dort oben? Tod, Krankheit, Wechsel der Gefühle und andere Anfechtungen — kam das in jener Rechnung nicht vor? Wohl, gläubig legten wir allen Eifer, alle Zuversicht zusammen und schufen ein Heiligtum, in dem wir andächtiger knieten als in jedem andern. Und dennoch gab es eine dunkle Beschwer, deren wir uns nicht erwehren konnten. Ja, schon damals! Nur, was es war, begriffen wir nicht. Und heute? Ach, die Gezeichneten alle wissen endlich nur eins: Früh, lang vor Tagesanbruch geht das Schicksal ans Werk...

Unten kamen und gingen die Abend-schiffe, nur noch wie ein Wimmern klangen ihre Glocken zu uns herauf. Doch an den wehenden Flaggen erkannten wir, „woher der Fahrt, wie Nam' und Art“.

„Ich möchte am liebsten ganz weit fort,“ seufzte Maria, von den Bildern der Reise ergriffen, „so, wie Berta Züllig — die durfte an den Genfer See in ein feines Pensionat. Wie schön muß das sein, wenn man auf einmal ganz andere Menschen und Gegenden sieht! Nichts mehr von daheim, von dem Bleichevolk und dem Maschinenlärm! Ich glaube, anderswo könnte ich in einemfort singen, lachen und tanzen!“ Ganz wirr wurde sie dabei vor unerfüllbarer Sehnsucht. „Daheim,“ fügte sie bitter verabschwendend hinzu, „habe ich bald keine gute Stunde mehr. Immer das Gleiche: putzen, nähen, aufräumen, abwaschen; der Vater poltert herum und läßt einem nicht das Mindeste durchgehen. Nirgends darf man hin, und wenn man nur ein Buch in die Hand nimmt, gib't's gleich Habichtsaugen: ‚Was ist das wieder?‘“

Das schmerzliche Sichreden und Flügelgeschlagen einer gefangenen jungen Seele — nichts Ergreifenderes gibt es. Eine Weile blieben wir beide stumm vor Ratlosigkeit. Dann suchten wir in dem Häusermeer nach Dächern, unter denen wir uns ein anderes, beneidenswertes Leben vorstellen. Die schönsten Villen mit großen Gärten lagen an der Vogteistraße, aber auch unten am See, nach Horn zu, gab es stattliche Besitzungen. Wo aus grünem Eiland, kaum mehr sichtbar, ein roter Giebel blinkte, gab es zu raten, zu deuten. Es

war doch merkwürdig, wie gut Maria schon über die reichen Treustädter Bescheid wußte.

„Würdest du mich auch heiraten, wenn du zum Beispiel der Sohn von dem Obersten Kern wärest?“ forschte das ruhlose Wesen weiter. „Das ist doch der große Mann mit dem schneeweißen Bart, weißt du, der alle Tage an der Bleiche vorbeireitet. Sein Haus ist das schönste in der Stadt. Ich stand einmal am Gitter, als er gerade herauskam, da nickte er mir freundlich zu, und ich dachte ganz aufgeregt: Wenn er jetzt abstiege und fragte: Willst du als Tochter zu mir kommen? Das haben schon viele Reiche gemacht, wenn sie sonst keine Kinder bekamen. Und reiten möchte ich fürs Leben gern. So, wie die Hollmannmädchen, die ein kohlenraben-schwarzes Pony haben. Gestern begegnete ich der Ina, und dann tat die Hochmutsnarrin, als sehe sie mich nicht. Cha, sie war ja doch die Dümme in unserer Klasse! Ich dachte mir, ihr Vater müßte einmal radikal fallieren. Dann würd' ihr der Hochmut schon vergehen. Aber sobald ich selber Geld verdiene, kaufe ich mir nichts als Lotterielose. Immerzu. Einmal muß man doch auch Glück haben, meinst du nicht? Ach, arm sein und sich alle Tage plagen müssen — wie langweilig!“

Das waren die Sprünge ihrer Phantasie, darin ich es ihr bei weitem nicht gleich tun konnte. Zu diesen Gespinnsten griff sie die Fäden nur so aus der Luft — ein Blick, ein Wort genügte, und schon flog das unbefriedigte Herz auf Kundschaft aus. Gesetze nur die Wahrheit, alter Geselle! Mir trieb sie's immer noch nicht toll genug. Am schönsten war sie nun einmal, wenn sie sich gegen ihr Los auflehnte und mit fliegenden Fingern zerpflückte, was ihr in die Hände fiel. Lauter Empörung die Blicke, die Lippen, die Pulse, selbst die losen Nackenhaare schienen Troß zu sprühen. Dann geriet auch ich hellauf in Brand, obwohl ich ja vorerst allen Grund hatte, mit meinem Los zufrieden zu sein. Aber daran war nichts mehr zu ändern: meine Gefühle taten Söldnerdienste in Marias Reichen, und von ihren Wegen hing es künftig ab, ob ich mich für eine gute oder schlechte Sache schlug.

Oh wir uns an jenem Abend trennten, gab sie mir noch ein deutliches Zeichen ihrer Entschlossenheit. „Wenn ich es daheim nicht mehr aushalte, mach ich es wie du und laufe fort. Deine Mutter würde mir schon helfen. Ich könnte ja ausschneiden und nachsticken, damit sie meinetwegen keine Kosten hätte. Oder glaubst du, sie täte das nicht?“ fragte sie so gespannt, als dächte sie den Plan schon am nächsten Tage auszuführen.

„Es kann schon sein,“ stammelte ich erschrocken; „aber wenn dann dein Vater käme, um dich zurückzuholen? Dann müßte sie dich ja doch wieder hergeben!“

„Nein, eher würde ich durchs Fenster springen als mitgehen!“ erwiderte sie, fern von mir, ganz versunken in die furchtbare Möglichkeit. So merkte sie mein Entsetzen nicht, obgleich ich mich lange nicht davon befreien konnte. Erst als sich zum Abschied unsere Hände suchten und eine Weile verlegen schwingend ineinanderlagen, gab mir die Liebe das himmelhohe Wort ein: „Komm du dann nur, gelt! Meine Mutter hilft dir gewiß!“

Und alle Glocken läuteten in unsern jungvermählten Herzen.

(Fortsetzung folgt).

Wie Lehmann ein Mensch sein wollte.

Erzählung von Lilli Haller, Bern.

Nachdruck verboten.

Man hatte den Lehmann nicht mehr zu Hause behalten können. Schwach im Geiste war er von jeher gewesen; aber seit einiger Zeit war er bössartig geworden und tobte, sobald etwas seinen enggezogenen Gedanken in die Quere kam. Da wurde er in einer Anstalt untergebracht, wo man ihm seine regelmäßige Tagesarbeit zuteilte. Da er Schreiner war von Beruf, kam er in die Schreinerwerkstatt; seine Aufgabe war: für die Toten der Anstalt zu sorgen, Bretter zuzuschneiden und Särge daraus zu zimmern.

Lehmann war eine sonderbare Erscheinung: klein, knochig, mit dröhnenden, überschweren Schritten, den Schritten eines Geistigarmen, von der Natur Vernachlässigten und Verwahrlosten. Ueber den Augen trug er stets eine Schirmmütze, im Mund die kurze Pfeife. Seine Rede war ein mühevolleres Stottern; er schloß die Augen, sobald er sich zum Sprechen anschickte, zwängte beinahe leidenschaftlich die undeutlichen Worte hervor, getrieben vom ernstesten Willen, verstanden und richtig verstanden zu werden. Wer mit ihm sprach, wußte, daß man ihm dabei nicht ins Gesicht blicken durfte, damit ihm die kostbaren, von weit her gesuchten Worte nicht verloren gingen.

Seit Jahr und Tag war er da draußen in der Anstalt, hobelte an seinen Särgen und führte das arme Leben derer, die keine Ansprüche auf Freude, kein Recht

auf Willen, kein Bedürfnis nach Freiheit haben dürfen, stumpf, dumpf die Wochen, Monate, Jahre, wie es dieser Art Bessersorgten von Rechts und Ordnung wegen zukommt. Doch ihm selber unbewußt und unbestimmt trug Lehmann etwas mit sich herum: eine Art Heimweh nach einer ihm nicht vorgeschriebenen, sondern selbstgewählten, freien Pflicht, irgend etwas, wo er sich fühlen konnte als ein Stückchen Mensch, wo er eine geringe Rolle für sich spielen durfte, etwas von sich aus leisten, in der freien Mittagszeit und der Pause zwischen dem Abendessen und dem vorgeschriebenen Schlafengehen. Seit langem hielt er Umschau, machte sich überall heran, wo etwas Lebendiges war. So fütterte er die Tauben, die unter dem Scheunendach hausten, strich um das Bienenhaus, das dem Schreinermeister gehörte und am Raine stand, kannte alle Katzen und Hunde der Umgebung und wußte genau, wie man die Dohle hätte behandeln sollen, die der Anstaltsarzt im Käfig hielt. Aber eine eigentliche Aufgabe fand er nirgends für sich, die Rollen waren stets längst andern übertragen, niemand brauchte ihn und seine Fürsorge. So stand er denn herum in der Mittagspause, guckte über alle Zäune und durch alle Gitter, wußte nicht, was ihm fehlte, und empfand doch irgendwo in seinem Wesen einen großen Mangel und eine böse Lücke. Da starb eines Tages der alte Verwalter,